

ROM UND PROVINZEN

ALFRED HAFFNER und SIEGMAR VON SCHNURBEIN (Hrsg.), **Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen**. Archäologische und naturwissenschaftliche Forschungen zum Kulturwandel unter der Einwirkung Roms in den Jahrhunderten um Christi Geburt. Akten des Internationalen Kolloquiums zum DFG-Schwerpunktprogramm »Romanisierung« 28.–30. September 1998 in Trier. Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes, Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte, Band 5 (Bonn 2000). XI, 554 Seiten, 250 Abbildungen und Karten, 18 Tabellen.

Seit 1993/94 untersucht ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziertes Forschungsprojekt den »Kulturwandel unter der Einwirkung Roms« zwischen Luxemburg und Thüringen. Neue Ausgrabungen und die Bearbeitung von Altfinden lieferten ein um-

fangreiches Quellenmaterial für archäologische und naturwissenschaftliche Analysen. 1998 fand in Trier ein Kolloquium statt, in dem die bis dahin gewonnenen Ergebnisse zur Sprache kamen. Der hier anzuzeigende Band legt sie vor, gegliedert nach Siedlungen (S. 1–255), Friedhöfen (S. 257–366) und Kultplätzen (S. 367–496). »Zentrale Fragestellungen« zum Siedlungswesen links (D. KRAUSSE S. 1–6) und rechts (S. VON SCHNURBEIN S. 51–53) des Rheins, zu Vegetations-, Ernährungs- und Landschaftsgeschichte (N. BENECKE, A. KREUZ S. 115–119), zu Gräbern (A. MIRON S. 257–261) und Heiligtümern (A. HAFFNER S. 367 f.) führen in die jeweiligen Probleme ein. Deutsche, englische und französische Résumés (S. 497–529), Diskussionsbeiträge (S. 531–549) und eine Liste der bisher im Rahmen des Forschungsprogrammes erschienenen Publikationen (S. 551–554) beschließen das Buch. Da Studien zur Romanisierung in der deutschen Archäologie bisher eher zögerlich unter-

nommen worden sind, verdient dieses Projekt besondere Aufmerksamkeit.

Nur die Siedlungsforschung informiert über die gesamte Region zwischen Luxemburg und Thüringen. Der Moselraum links des Rheins war schon in vorrömischer Zeit ein mediterran beeinflusstes keltisches Kernland mit politischen und sozialen Institutionen, dessen Siedlungsmuster der innergallischen, auch von CAESAR (Gall. 6,30,3; 7,13,3) beobachteten Ordnung mit *oppida*, *vici* und *aedificia* entsprach, den mit befestigten Orten, offenen Dörfern und Einzelhöfen des archäologischen Befundes identifizierten Kategorien. Das römische System mit Städten, *Vici* und *Villae* unterschied sich davon nicht grundsätzlich. Dennoch gibt es bisher erst wenige Siedlungsplätze, die über Veränderungen an der Nahtstelle der Epochen Aufschluss geben.

Im Oppidum Wallendorf (D. KRAUSSE S. 7–21) klären Grabungen die Besiedlung seit der frühen Latènezeit (Stufen A/B: 6./4. Jh. v. Chr.); damals war der Berg schon befestigt wie viele Plätze in Eifel und Hunsrück, und von einer bevölkerungsreichen, stratifizierten Gesellschaft mit Verbindungen zum Mittelmeer bewohnt. Mittellatènespuren (Stufen C: 3./2. Jh. v. Chr.) fehlen hier wie in weiten Teilen der keltischen Welt. Dem hieraus zu erschließenden Bevölkerungsrückgang folgte im 2. Jh. v. Chr. ein erneutes Wachstum. In Spätlatène (Stufe D: seit drittem Drittel 2. Jh. v. Chr.) entstand dann ein bedeutendes Oppidum mit weiträumiger Überbauung des Plateaus. Kleine Pfostenhäuser und Pfostenspeicher, Öfen, Metallverarbeitung und Münzprägung, Brunnen mit republikanischen Amphoren, ein Grubenhaus mit ritueller Deponierung und ein Versammlungsplatz beleuchten komplexe wirtschaftliche und soziale Strukturen. Anders als bei Martberg und Titelberg setzte der Niedergang schon vor dem gallischen Krieg ein. Gleichwohl wurde in augusteischer Zeit auf dem ehemaligen Versammlungsplatz ein Heiligtum eingerichtet, bei dem sich ein kleiner Vicus bildete. Im 2. Jh. in Stein ausgebaut, im späteren 3. Jh. zerstört und wieder hergestellt, blieb der Platz bis ins 4. Jh. religiöser und wirtschaftlicher Mittelpunkt regionaler Gemeinschaften.

Der Genese und Funktion der *Vici* im römischen Siedlungsgefüge ist in letzter Zeit einige Aufmerksamkeit zuteil geworden (P. BRUNELLA / M. MANGIN / J.-P. PETIT, *Les agglomérations secondaires*. Actes du colloque de Bliesbruck-Reinheim 1992 [Paris 1994]. – N. HANEL / C. SCHUCANY, *Colonia – Municipium – Vicus*. BAR Internat. Ser. 783 [Oxford 1999]). Manche gingen kontinuierlich aus eisenzeitlichen Anlagen hervor (Titelberg) und blieben je nach Ressourcenlage ökonomisch stark, andere entwickelten sich im Umkreis von Heiligtümern (Wallendorf), bei Rohstoffquellen oder an neuen Verkehrsadern (Dalheim). In Wederath (J. OLDENSTEIN S. 23–39) stellt sich die Frage, ob die im Gräberfeld sichtbare Kontinuität zwischen Latène- und Römerzeit auch in der Siedlung nachweisbar ist. Dieses Problem bleibt weiterhin offen, die keltische Phase des Vicus ist nach wie vor unbekannt. Stattdessen brachten Prospektion und Ausgrabungen überraschend ein augusteisches Lager zutage, das an der Straße Trier–Mainz einen Verkehrsknoten überwachte; Waffengräber der Nekropole könnten Treverer in der Besatzungseinheit anzeigen. Das durch Münzstreuungen lokalisierte

Lagerdorf mag ein Katalysator für die einheimische Siedlung gewesen sein. Nach der Mitte des 1. Jhs. und dem Abzug der Truppe entwickelte sich ein regionales Zentrum mit zwei Heiligtümern und einem Theater. Einer der Kultplätze gehört gleichfalls zu den neuen Entdeckungen (s. u. S. 409 ff.). Der Ort hielt sich bis in die Spätantike.

Erstmals gibt es jetzt auch an der Mosel eine Villa mit eisenzeitlichem Vorläufer. In Gallien sind solche Sequenzen schon besser bekannt (D. BAYARD / J.-C. COLLART, *De la ferme indigène à la villa romaine*. Rev. Arch. Picardie No. spéc. 11, 1996); und neuerdings werden sogar in Niedergermanien ähnliche Entwicklungsschritte nachvollziehbar (Brauweiler, Erftkreis: Arch. Rheinland 1999, 72. – Jüchen-Neuholz, Kr. Neuss: ebd. 1997, 55; ebd. 2000, 69; Bonner Jahrb. 199, 1999, 141). Die Grabung in Borg (M. FREY S. 41–50) erfasste außer kaiserzeitlichen Steinperioden früh- und sogar spätlatènezeitliche Bauphasen. Am Fuß eines Hanges entstanden seit 30 v. Chr. kleine Pfostenbauten, die um 20/30 n. Chr. ein Lehmfachwerkbau mit repräsentativer Wirkung ablöste und zwei Generationen später ein prunkvoller Landpalast des Typus Anthée. Da dessen Wohnhaus den Bauplatz der früheren Perioden beibehielt, lag es an der tiefsten, teils sumpfigen Stelle des Hofareals. Die beiden Reihen axial angeordneter Nebengebäude zogen sich bergan – eine seltsame Umkehrung des diesem Villentyp zugrunde liegenden Hierarchiedankens. Die Platzkonstanz mag die Besitzkontinuität einer Familie jener treverischen Aristokratie dokumentieren, die sich bisher schon in Adelsgräbern zu erkennen gab. – Der tiberische Bau mit seinen gereihten Räumen und dem vorgelagerten Gang ist nach den eisenzeitlichen Pfostenbauten ein architektonischer Neugewinn, eine Urform des Wohnhauses gallischer Villen, die es zu erklären gilt. Bei einer noch mehrere Jahrzehnte älteren Parallele in Richebourg, Dépt. Yvelines/Île de France (Rev. Arch. Centre 38, 1999, 117; 123 Abb. 5. 6) wurde die Frage nach dem Vorbild mit dem Hinweis auf römische Kasernen beantwortet; näher liegend wären vielleicht Wohnflügel italischer Peristylanlagen. Neuerdings ist jedoch ein ähnliches Gebäude auf dem eisenzeitlichen Kult- und Festplatz Arnac-la-Poste, Dépt. Haute Vienne/Limousin entdeckt, mit hellenistischen Hestiatorien verglichen und als Banketthaus gedeutet worden (Rev. Arch. Picardie 1–2/2000, 226 ff. Abb. 5; 6). Das Ritual des Symposions könnte sehr wohl auch Leitgedanke bei der Gestaltung früher gallo-römischer »Herrenhäuser« gewesen sein.

Rechts des Rheins hatten seit dem 1. Jh. v. Chr. Germanen die dort ansässigen Kelten überschichtet oder vertrieben. Die augusteischen Eroberungen zogen weitere Bevölkerungsverschiebungen (Markomannen, Ubi-er) nach sich. Schließlich trennte der Limes noch einen römischen Streifen vom germanischen Gebiet ab. Hier stehen nicht Kontinuitätsfragen zur Debatte, sondern die Art der Kontakte zwischen Römern und Germanen und die Veränderung ihrer sozio-kulturellen Systeme, der Einfluss von Importen römischer Kulturgüter auf die einheimischen Lebensweisen.

Die Wetterau liegt innerhalb des Limes. In der *civitas Taunensium*, dem nördlichen Teil dieses Gebietes, sind ein germanischer Fundplatz, römische Gräber und ein

Brunnen untersucht worden (J. LINDENTHAL, V. RUPP S. 67–75). Das germanische Gehöft blieb während des 1. Jhs. unbehelligt, wurde aber ersatzlos aufgegeben, als zu Beginn des 2. Jhs. die Villenwirtschaft Einzug hielt. Bei deren Entstehung spielten einheimische Bewohner keine Rolle mehr. Archäologisch existieren sie nicht einmal, römische Gehöfte haben niemals germanische Vorläufer, es gibt keine indigenen Gottheiten oder Heiligtümer. Brandgräber, Busta, Tumuli und Fibeln geben stattdessen zu erkennen, dass die Region mit gallischen Immigranten aufgesiedelt wurde.

Das **mittlere Lahntal** unmittelbar nördlich vor dem Limes entspricht klimatisch und in der Qualität der Lössböden der Wetterau. Mit dem Militärstützpunkt Dorlar und der bemerkenswerten Handelsniederlassung Waldgirmes stand es zunächst durchaus im Blickfeld des römischen Interesses, blieb dann aber doch außerhalb der Grenze. Die neu erforschten Siedlungen (A. ABEGG-WIGG u. a., S. 55–65) ähneln denen der Rhein-Wesergermanen. In Naunheim etwa sind ein älteres Gehöft (Ende 1./Anfang 2. Jh.) mit Grubenhaus, größerem Pfostenbau und Vierpfostenspeicher innerhalb einer Palisade ausgegraben worden sowie ein hundert Jahre jüngerer zweischiffiges Wohnstallhaus und zwei Brunnen. Weder in den Anlagen noch im Fundgut ist die Rezeption römischer Elemente zu erkennen; der anfangs schwache Importkontakt stieg in der späteren Phase leicht an, doch blieben nach Ausweis botanischer und zoologischer Untersuchungen die Landwirtschaft und nach dem Keramikspektrum auch die Nahrungsgewohnheiten unverändert.

Süldorf in Thüringen, der östlichste Fundplatz des Projektes (F. TEICHNER S. 77–93) im Gebiet der Hermanduren, lag zwischen zwei Zentren intensiven römischen Fundniederschlags: dem Thüringer Becken im Norden und Mainfranken im Süden. Ein Siedlungsausschnitt des 2./3. Jhs. brachte Grubenhäuser, gestelzte Speicher und Brunnen aus ineinander gesteckten Baumstämmen ans Licht, aber auch ein- bis dreischiffige Pfostenständerbauten mit wandbündiger Gerüstkonstruktion, die Aufschluss über die Verbreitung dieser Bauform im freien Germanien geben (Grundrisspläne zum Verständnis der besprochenen Haustypen wären hier hilfreich gewesen); ferner erstmals für diesen Zeitraum fünf- und sechseckige Heubergen, »Rutenspeicher«. Gruppen verschiedener Gebäude bildeten je eigenständige Gehöfte. Die Keramik war zuerst rhein-wesergermanisch, seit dem 3. Jh. elbgermanisch. Man beobachtet damit innergermanische Veränderungen, jedoch kaum römische Realien oder Tierrassen (Rind, Pferd, Hund); Akkulturation wurde offenbar nicht angestrebt. Erwähnenswert ist die ethnologische Beobachtung, solche reservierte Haltung spiegele nicht die Furcht vor dem Verlust der Eigenständigkeit, sondern die Einsicht, dass Änderungen für abgelegene, subsistente Gruppen ökonomisch existenzbedrohend sein können.

Aufgeschlossener war die Bevölkerung am mittleren Main, in den Siedlungen bei **Gerolzhofen und Gaukönigshofen** (B. STEIDL S. 95–113). Gerolzhofen ist ein einperiodiges Gehöft (dreischiffiges Wohnstallhaus, Speicher, Grubenhaus) der frühgermanischen Großromstedter Kultur. Gaukönigshofen lieferte mit mehrperiodigen Gehöften (quadratische und langrechteckige

Haupthäuser, Grubenhäuser, Pfostenspeicher, zylindrische Silos, Brunnen) Befunde, die die regionale Entwicklung von Mittellatène bis in merowingische Zeit nachzeichnen. Auf die keltoide Bevölkerung des Spätlatène (1. Jh. v. Chr.) trafen Großromstedter Germanen. Der folgende Siedlungsabbruch könnte mit der Abwanderung der Markomannen im letzten Jahrzehnt zusammenhängen. Seit der Mitte des 2. Jhs. n. Chr. siedelten sich rhein-wesergermanische Gruppen an, im 3. Jh. kamen Elbgermanen hinzu. Beide pflegten regen Austausch mit den römischen Provinzen. Der Einfluss lässt sich nicht nur am Import römischen Trinkgeschirrs erkennen (die Essgewohnheiten blieben unverändert), sondern auch an groß gewachsenen Rindern und an konstruktiven Elementen im Hausbau (viereckige Pfostengruben, eventuell römische Maße, Sparrendächer ohne Firstpfosten, portikusähnliche Umgänge). Mit Spezialisierungen (Schweinezucht, Textilherstellung, Metallverarbeitung) mögen bescheidene Überschüsse erzielt worden sein, die den Handel ermöglichten. Plünderungsgut in den elbgermanisch geprägten Dörfern deuten Einfälle ins Reichsgebiet an.

Archäobotanik und Archäozoologie steuern Kenntnisse zur Umwelt und deren anthropogene Umgestaltung durch Ackerbau und Tierhaltung, Weidewirtschaft, Waldnutzung, Obst- und Gartenkultur bei, zu Vegetations-, Ernährungs-, Landschafts- und Klimageschichte, den natürlichen Grundlagen, auf denen sich der Kulturwandel vollzog – oder auch nicht. Die Bestimmung botanischer Großreste ergänzt palynologisch gewonnene Bilder langfristiger Zustände um genauere Einblicke in den Alltag.

Zwei Pollenprofile aus Maaren der **Vulkaneifel** (W. DÖRFLER u. a., S. 129–146) erläutern Entwicklungen über annähernd 3000 Jahre, vom späten Neolithikum bis ins Mittelalter. Von der Mitte des 7. Jhs. v. Chr. bis ins 4. Jh. n. Chr. zeigen die Diagramme eine – mit Ausnahme der auch archäologisch wahrgenommenen Siedlungslücke im Mittellatène – gleich bleibende, nachhaltig genutzte Kulturlandschaft an, die unter römischer Herrschaft zwar leicht intensiviert, aber nicht grundsätzlich anders erscheint.

Rechtsrheinische Pollendiagramme in **Wetterau und Lahntal** (A. STOBBE S. 201–219) deuten an, dass seit der Hallstattzeit in beiden Landschaften während der erst keltischen, dann germanischen Eisenzeit gleichermaßen ausgedehnte Landwirtschaft betrieben wurde: Ackerbau, Viehwirtschaft in Auen und auf Waldweiden, Holzeinschlag in den Mittelgebirgswäldern. In der römischen Wetterau regenerierten die Auenwälder, Trockenwiesen in höheren Lagen ersetzten die Feuchtwiesen als Weideland. Diese botanischen Ergebnisse des bruchlosen Überganges von keltischer zu germanischer Wirtschaftsweise stehen im Widerspruch zum archäologischen Befund, der erst wenige germanische Siedlungen kennt.

Analysen vorrömischer und römischer Proben in **Wallendorf** (H. KRÖLL S. 121–128), dem keltischen Oppidum mit nachfolgend römischem Heiligtum zeigen bei Getreiden, Hülsenfrüchten und Ölpflanzen kaum Unterschiede zwischen den Epochen. Gerste dominierte in beiden, das Verhältnis von Emmer und Dinkel kehrte sich in römischer Zeit um, Hirsen und Leindotter gin-

gen dagegen zurück, die Linsenwicke löste die keltisch bevorzugten Linsen und Erbsen ab. Gemüse- und Obst-anbau entwickelte sich nicht, Importe fehlen ebenfalls. – Könnte es sein, dass diese traditionsbewusste Haltung mit den Erfordernissen des Heiligtums zusammenhängt? Gerste z. B. spielt auch als Grabbeigabe eine wichtige Rolle (vgl. S. 349 ff.).

In der *Villa von Borg* (J. WIETHOLD S. 147–160) blieb das Spektrum an Getreiden und Hülsenfrüchten zwischen keltischer und römischer Epoche ebenfalls grundsätzlich ähnlich, regional bewährte Sorten wurden weiterhin angebaut. Eine wichtige Verschiebung gab es allerdings, die eisenzeitliche Gerste wich entschieden dem römischen Dinkel. Dieser Spelzweizen war schon im keltischen Nordgallien beliebt (dazu jetzt V. MATTERNE, *Agriculture et alimentation végétale durant l'âge du Fer et l'époque gallo-romaine en France septentrionale* [Montagnac 2001]) und wurde vielleicht von dort übernommen, sowohl an der Mosel als in Süddeutschland als auch im Rheinland. Die Ähren des Dinkels brechen leicht vom Halm, er wäre deshalb besonders gut für die gallische Erntemaschine geeignet; da diese nur die Samen hochwüchsiger Unkräuter erfassen würde, könnten entsprechende Vorkommen im Erntegut und das Fehlen niedriger Arten ein Hinweis auf deren Einsatz sein. Römische Ernährung etablierte sich allmählich, was Reste von Obst, Gemüse und Kräutern bestätigen, ferner Weinbau sowie Importe von Pfeffer und mediterranen Nutzpflanzen (Flaschenkürbis, Melone, Kreuzkümmel).

Am meisten lernt man im Beitrag zur germanischen Landwirtschaft in *Hessen und Mainfranken* (A. KREUZ S. 221–241), weil hier nicht nur die Pflanzenarten aufgezählt, sondern auch deren Nutzwert in der Ernährung und die Erfordernisse bei deren Anbau und Pflege angesprochen werden. Es zeigt sich in der Frühphase eine einfache integrative Subsistenz mit wenig Aufwand und geringem Risiko, die sich deutlich von dem auf Überschuss zielenden keltischen und römischen Landbau unterscheidet. Hirse, Emmer und Gerste – ausschließlich als Sommergetreide – sowie Leindotter, Linsen und Erbsen waren die wichtigsten Nahrungsgrundlagen. An allen Fundplätzen kommen jeweils sehr viele Pflanzenarten vor, die Fundkomplexe entsprechen gewissermaßen der segmentären Struktur der Gesellschaft: Jeder Haushalt bereitete sein Erntegut selbst auf und sammelte das Viehfutter; Spezialisierungen der Arbeitsvorgänge waren nicht ausgebildet. Aus den Resten der Grünlandpflanzen erschließt man Wiesenwirtschaft in Ufernähe, am Waldrand, auf Brachfeldern. Aus der Mischung von Grünlandsaamen mit Unkräutern, Stroh, Dreschresten, Abfällen ergibt sich eine beginnende arbeitsintensivere Stallhaltung. Sehr eindrucksvoll werden hier die Facetten der auf Selbstversorgung ausgerichteten Lebensweise jener sich lange und beharrlich einer Hierarchisierung entziehenden germanischen Gemeinschaften geschildert.

Zwei Aufsätze befassen sich mit den Tierbeständen verschiedener Fundstellen. Der eine ist der Viehhaltung in den *rechtsrheinischen Mittelgebirgen* gewidmet (N. BENECKE S. 243–255), also wieder den zunächst keltischen, dann germanischen Gebieten in Hessen, Mainfranken und Thüringen. Typisch keltische Tierwirtschaft ist in Bad Nauheim (3.–1. Jh. v. Chr.) zu finden:

Rinder ersetzen mit der Zeit die Schweine, Hausgeflügel nahm zu. Bei den Germanen (seit 1. Jh. v. Chr.) dominierten zunächst Schaf/Ziege als ostgermanische Präferenzen, sonst sind je nach Fundort bald mehr Rinder, bald mehr Schweine festzustellen. Seit der 2. Hälfte des 2. Jh. n. Chr. kommen römische Einflüsse hinzu: vereinzelte großwüchsige Haustiere oder neue Arten (Esel, Katze, Huhn, Gans), aber keine nachhaltigen Wirkungen auf Zucht und Haltung. – Der andere untersucht das weit abwechslungsreichere Tierknochenspektrum der *Villa in Borg* (C. WUSTROW S. 161–173) mit Haus- und Wildsäugetieren, Wildvögeln, Süßwasserfischen und Mollusken (Austern, Schnecken). Hauptfleischlieferant war das Schwein, gefolgt vom Rind – zugleich Arbeitstier und Milchproduzent, was die Schlachtagersstufen belegen. Daneben hielt man beträchtliche Mengen an Schafen/Ziegen für Milch und Wolle oder Leder. Beliebtestes Geflügel war das Huhn, bei den Wildtieren bevorzugte man Feldhasen und Waldschnepfen. Die Knochenfunde kamen vor allem in den Repräsentationsräumen der Villa zutage, weniger in den Seitenflügeln. Dieser Befund suggeriert ein dezidiertes, auf bestimmte Räume beschränktes Konsumverhalten – aber wie ist es zu erklären? Da der Abfall kaum über Jahrzehnte auf den Estrichböden liegen blieb, können die Knochen eigentlich nur sekundär, etwa als Aufschüttungen dorthin gelangt sein. – Die meisten Arbeiten dieses Bandes sensibilisieren uns für die indigenen Bevölkerungen und deren differenzierte Reaktionen beim Romanisierungsprozess. Sätze wie »Schweinefleisch war bei den Römern am beliebtesten ...« (S. 166) sollten deshalb eigentlich nicht mehr verwendet werden, schon gar nicht für die mittelkaiserzeitliche Provinz mit dem Hinweis auf dessen Preisverhältnis zum Rindfleisch im diokletianischen Edikt. Zumal wir oben ja gelernt haben, dass die Villa einer keltischen Familie gehörte. Die Tierhaltung hing in erster Linie von ökologischen Möglichkeiten ab. Auch in Gallien herrschte gebietsweise die Schweinezucht vor (A. FERDIÈRE, *Les campagnes en Gaule romaine* [Paris 1988] 147 Abb. 3), und zeitweise exportierte es bekanntlich Speck und Schinken nach Rom (STRAB. 4,4,3).

Schließlich behandelt eine bodenkundlich orientierte Studie Erscheinungen der Erosion in der *Trierer Talweite* und anderswo (H. LÖHR S. 175–199). Nach einem Rundblick über viele Analogien nördlich der Alpen innerhalb und außerhalb des Imperiums und nach der Diskussion klimatischer und anthropogener Ursachen ergibt sich, dass die römische Landnutzung vom späten 1. bis zum 4. Jh. n. Chr. Erosionen deutlich aktivierte; danach nahmen sie wieder ab.

Nach diesen zeitlichen und räumlichen Querschnitten zu Siedlungsaspekten beiderseits des Rheins beschränken sich die Studien zu Gräbern und Kultplätzen auf die linksrheinischen Gebiete an Mosel und Mittelrhein. Im Grab und seiner Ausstattung kommt man dem Menschen als Individuum am nächsten. Die Gräberforschung sucht nach Grundmustern von Bestattungsritualen, die zwangsläufig sehr traditionsgebunden sind. Neue Elemente im Grabbrauch deuten Brüche mit dem Hergebrachten an, Änderungen persönlicher oder gemeinschaftlicher Gesinnung. Der allfällige Kulturwandel müsste sich in diesem Bereich deshalb besonders gut

zu erkennen geben. Zwei eisenzeitlich bis römisch belegte Gräberfelder auf dem Lande enttäuschen diese Hoffnung nicht.

In **Badenheim** (A. BÖHME-SCHÖNBERGER S. 263–279), auf einem Platz mit vereinzelt Früh- und Mittelatlätengräbern, entstand seit der Mitte des 1. Jhs. v. Chr. die Begräbnisstätte einer Familie mit Grabgärten von vier Generationen. Der Ahnherr war ein vornehmer Krieger, dem ein seltenes norisches Schwert mit interrasile-verzierter Scheide gehörte, aber noch keine mediterranen Importe. Je ein Männer- und ein Frauengrab augusteisch-tiberischer bzw. claudischer Zeit sowie ein Frauengrab der Mitte des 1. Jhs. n. Chr. schließen sich nördlich und südlich an. Römische Objekte lösten schrittweise die keltischen ab; Grabkammer, große Geschirrsätze, persönlicher Besitz (Fibeln, Schmuck, Messer, Scheren – römisches Schreibzeug wäre in dieser Reihe vielleicht nichts grundsätzlich anderes und selbst die Lampe könnte ihrer Darstellung wegen ausgesucht worden sein, nicht als Hinweis auf italisch-römischen Grabbrauch) und Speisebeigaben signalisieren indessen ihren Einsatz in traditionellen Bestattungsritualen. – Die Vorstellung, »Romanisierung« sei perfekt, sobald äußerlich, d. h. im materiellen Bereich alles »römisch« geworden ist, erweist sich nachgerade als Trugschluss. Die gültigen Denkweisen blieben lange als Handlungsgrundlagen erhalten.

Das Gräberfeld von **Hoppstädten** (R. GLESER S. 281–304) mit etwa 100 Brandbestattungen von der Mitte des 2. Jhs. v. Chr. bis ins 2. Jh. n. Chr. war der Begräbnisplatz einer Großfamilie mit zehn bis zwölf Personen je Generation, die Hälfte davon subadulten Alters (unter 20 Jahren). Beigaben von Wagenteilen definieren ihren Status ab der zweiten Generation. Die höchst differenzierten und spannend zu lesenden Analysen – zu Zeitstellung, Demographie, Altersstufen, Grabformen und -formaten, zu Anzahl und Herkunft der Beigaben und ihrer sozialen Bedeutung – erweisen, dass jede Generation innerhalb des Friedhofes ein eigenes Areal belegte; dass sich die Anzahl der Personen nach dem gallischen Krieg vorübergehend verdoppelte durch zugezogene Waffenträger und die folgenden Generationen dann jeweils in mehrere Gruppen aufgesplittet waren; dass zwar seit augusteischer Zeit römische Keramik vorherrschte, die rituellen Kontexte aber bis weit ins 1. Jh. n. Chr. bewahrt wurden, ebenso die Gliederung der Bestattungsgemeinschaft in Mitglieder hohen und niederen Ranges. Das Ende der Wagen- und Waffenbeigaben spiegelt den Verlust von Ämtern und Funktionen, die keltische Elitefamilie erscheint in römischer Zeit politisch und wirtschaftlich geschwächt. Das römische Totenritual adaptierte sie erst spät.

Schneller als auf dem Lande übernahmen Gräber bei Städten und Militärlagern formal und rituell eine »römische« Prägung, es kommen italische Elemente hinzu – wobei selbst in Italien regionale Gepflogenheiten im Totenbrauchtum immer deutlicher werden. In Trier (M. KAISER S. 305–317) sind Altfunde im Hinblick auf die Teilschritte der Bestattung – Kremation, Leichenbrandauslese und Grabform, primäre und sekundäre Ausstattungen, oberirdische Kennzeichnung – ausgewertet worden, um darin eventuell romanisierende Veränderungen zu finden. In Italien war die Verbrennung

und ihre öffentliche Wirkung wichtiger als die Bestattung selbst, Reichtum kam in Grabanlagen und Grabdenkmälern zum Ausdruck, nicht im Aufwand der Beigaben, die sich auf rituelle Objekte – Münzen, Balsamarien, Lampen – beschränkten. In Trier vermischten sich anfangs keltische und italische Formen; bald setzten sich letztere jedoch in der Gewichtung der Kremation und der rituellen Beigaben durch; zugleich sank deren Qualität. Die städtische Bevölkerung griff schnell die Möglichkeit auf, ihre gesellschaftliche Stellung mit oberirdischen Monumenten bekannt zu geben.

Ähnlich verhielt man sich in **Mainz-Weisenau** (M. WITTEYER S. 319–343). Die dortige Gräberstraße lieferte ein reichhaltiges Material, das nach ähnlichen Kriterien analysiert wurde. Die Art der Brand- und Körperbestattung, Verbrennungsplätze, die Aufbahrung auf Klingen, primäre und sekundäre Ausstattungen mit Geschirr, persönlichen Objekten, pflanzlichen und tierischen Speisebeigaben, die Auslese der Scheiterhaufenrückstände und die daraus resultierenden Grabformen, Zeugnisse von Opferhandlungen und Libationen sprechen zunächst für eine pluralistische Gesellschaft heterogener Herkunft, doch dominierten auch hier im 1. Jh. n. Chr. Gräber mit rituellen Beigaben nach italischem Muster.

Botanische Reste in **Mainz-Weisenau** und **Wederath** (M. KÖNIG S. 349–354) vertiefen die Unterschiede von Stadt und Land: Während in Mainz Getreide, vor allem Gerste (wiederum das althergebrachte Korn im sakralen Bereich! vgl. S. 121), Hülsenfrüchte, Ölpflanzen, Gemüse, Gewürze, neue Obstsorten, Nüsse und importierte Früchte ein reiches Spektrum bieten, fehlen in Wederath Öl- und Gewürzpflanzen, man bevorzugte die einheimischen Sammelobst- und Nussarten.

Der Vergleich anthropologischer Daten der latène- und römerzeitlichen Bevölkerung in **Wederath** (M. KUNTER S. 345–348) – anhand 364 keltischer (Latène C–D 2), 113 frühromischer (erstes bis zweites Drittel 1. Jh. n. Chr.) und 1212 römischer Leichenbrände – gibt zu erkennen, dass sich die Lebensumstände in der römischen Epoche langsam verbesserten: Die Kindersterblichkeit verringerte sich leicht, die Lebenserwartung stieg an. Männer erscheinen robuster und Frauen graziler: Die einen mussten offenbar mehr, die anderen weniger arbeiten; pathologische Diagnosen an Knochen bestätigen das. Metrische Befunde und der Verbrennungsgrad der Leichenbrände bestätigen andererseits, dass sich weder die Bevölkerung noch die Technik bzw. der Ritus der Kremation änderte.

Auch im Bereich der Tierknochen aus **Mainz-Weisenau** und **Hoppstädten-Weiersbach** (C. WUSTROW S. 355–366) zeichnen sich rituelle Gewohnheiten ab. Schweine waren an beiden Orten ebenso wie in Wederath und in beiden Zeitstufen am wichtigsten, in römischer Zeit kamen nennenswerte Mengen an Geflügel hinzu.

Heiligtümer sind ebenso wie Gräber Horte der Tradition und reagieren im Hinblick auf kulturelle Kontinuitäten oder Brüche besonders sensibel. In der Tat ist zu Beginn der römischen Epoche ein tief greifender Wandel zu verzeichnen, insofern Kultplätze jetzt sowohl eine klare Begrenzung als auch eine architektonische Ausstattung erhielten und damit archäologisch erkenn-

bar werden. Dasselbe gilt für kultische Aktivitäten und Opferpraktiken. Die eindeutige Unterscheidung zwischen profanen und sakralen Sphären ist römischem Einfluss zuzuschreiben, er hat sie zumindest erheblich gefördert. Allerdings raten topographische Konstanten oder Funde in mehreren Fällen dazu, so etwas wie einen eisenzeitlichen Kultplatz auch ohne diese Merkmale anzunehmen und damit eine entsprechende Kontinuität in Erwägung zu ziehen.

Auf dem **Titelberg** (J. METZLER u. a., S. 431–445) ist eine derartige Kontinuität zu erkennen. Gegen Ende von Latène D 1 teilte ein zweimal geknickter Graben zug an der Ostseite des Plateaus eine von der Hauptstraße des Oppidums zweigeteilte Fläche ab. Tierskelette, menschliche Schädel, Miniaturwaffen signalisieren deren kultische Bestimmung. Südlich der Straße entstand in Latène D 2 ein erster monumentaler Bau – acht Pfostengruben deuten eine offene rechteckige Halle an – und südlich davon ein kleinerer Quadratbau. Nach einer augusteischen Zwischenphase mit Pflaster, leichten Holzkonstruktionen, Feuerstellen und Opfergruben mit Pferdeskeletten folgte um die Mitte des 1. Jhs. ein quadratisches Gebäude aus gemauerten Eckpfeilern, Zwischensäulen auf Punktfundamenten und einem Dach aus gesägten Kalksteinplatten – eine ganz singuläre und eigenwillige Architektur. Sie entsprach im Format der Cella des in der Mitte des 2. Jhs. errichteten Umgangstempels, den man seinerseits ein Jahrhundert später wieder abriß. Danach umzog nur noch ein Palisadengraben das ehemalige Tempelgelände, das dann – erstaunlich früh – bald ganz aufgegeben wurde.

Grabungen auf dem **Martberg** (M. THOMA S. 447–483) förderten einen Latène D 2-zeitlichen umzäunten Versammlungs- und Kultplatz zutage, dessen Funde – Münzen, Fibeln, Waffenteile – einen Kult unter freiem Himmel vermuten lassen. Während die zugehörige Siedlung nach dem gallischen Krieg (Mitte 1. Jh. v. Chr.) endete, entstanden auf dem Platz vier Pfostenbauten, die bis zum Beginn des 2. Jhs. n. Chr. mehrmals umgebaut und schließlich teilweise durch steinerne Umgangstempel ersetzt wurden – lückenlose Sequenzen, die viel zum Verständnis dieses Bautyps beitragen. Das Heiligtum behielt seine Bedeutung bis ins 4. Jh.

Die Auswertung der etwa 7000 keltischen und römischen Münzen des **Martberges** (D. G. WIGG S. 485–496) geht auf deren kultische Bedeutung als Opfergegenstände ein, die in verschiedenen Zeitstufen je andere Teile des Heiligtums bevorzugten, und erschließt aus Anzahl und Zustand in keltischer Zeit eher gemeinschaftliche Opfer der Kriegereliten, in römischer Zeit eher individuelle Rituale. Die Münzen datieren das Ende der Latène-Siedlung und belegen, dass der Martberg langfristige Münzstätte war.

Wallendorf (D. KRAUSSE S. 383–393), dessen eisenzeitliche Besiedlung schon vor dem gallischen Krieg endete, hat viel Ähnlichkeit mit Titelberg und Martberg, insofern es auch hier einen Versammlungsplatz gab, der wegen einiger Gruben mit Skeletten, mit Opfertieren, mit besonderen Fundobjekten möglicherweise schon kultische Bedeutung hatte. In augusteischer Zeit wurde er religiöser Kristallisationspunkt, man errichtete einen hölzernen, zweimal umgebauten Tempel, im 4. Jh. kamen zwei steinerne hinzu.

Das kleine Heiligtum bei **Bastendorf** (F. REINERT S. 369–382), an der Kreuzung eines Bachlaufes mit einer Zugangsstraße zu den Ardennen, begann um die Mitte des 1. Jhs. v. Chr. als offener Platz mit Vierpfostenbauten. In augusteischer Zeit erfolgte die Abgrenzung eines Temenos mit quadratischer Cella aus Fachwerk, die flavisch ein steinerner Pronaostempel ablöste. Den Temenoseingang betonte seit dem 2. Viertel des 2. Jhs. eine monumentale Pfeilerhalle, weiter im Norden gab es einen als Herberge gedeuteten Baukomplex. Zahlreiche Münzen geben Einblicke in differenzierte Verbreitungsmuster und Opferbräuche.

Der im 1. Jh. n. Chr. entstandene Umgangstempel bei **Schwarzenbach** (A. MIRON S. 397–407) kann einer Inschriftentafel zufolge dem Mars Cnabetius zugewiesen werden. Ältere Gruben und Funde lassen an eine Latène D 2-zeitliche Nutzungsphase, vielleicht sogar an Baustrukturen denken.

In **Wederath** (R. CORDIE-HACKENBERG S. 409–420) ist neben dem schon länger bekannten Umgangstempel mit inschriftlich überliefertem Theater nun ein zweiter Bezirk mit einem im Laufe des 1. Jhs. n. Chr. erbauten Umgangstempel entdeckt worden – die genaue Entstehungszeit wird noch diskutiert (vgl. S. 34). Funde und Findlingsblöcke lassen wiederum an eine ältere Anlage, eventuell an einen Pfostenvorgänger denken.

Dalheim (C. SCHULZE-REHM S. 421–429), ein früh-römisch gegründeter Vicus, erhielt in flavischer Zeit ein Heiligtum mit zwei Umgangstempeln A und B; seit hadrianischer Zeit ersetzten zwei größere Tempel – Tempel C mit Umgang, Tempel D mit Podium und Pronaos – die älteren Bauten. In diesem Beitrag geht es um Tierknochen, die Hinweise zum Kultgeschehen geben können: Einmal aus einem als »Schicht 9« bezeichneten Fundzusammenhang des 1.–2. Jhs., zum anderen aus eckigen, nach den Tempelseiten ausgerichteten Gruben des 3. Jhs. In beiden Zeitabschnitten dominierten Schwein und Schaf/Ziege, im älteren kommen auch Rinder vor, aber nur wenige Hühner; im jüngeren gab es kaum noch Rinder, dafür sehr viele Hühner und dazu Gänse, Enten, Waldschneppen und andere Wildvögel. Schlachttaler und Zerlegungsspuren entsprechen den Knochenfunden in Siedlungen und Villen; die Vorliebe für Geflügel hat Parallelen in Gräbern. In den batavischen Heiligtümern Elst und Empel waren Rinder die bevorzugten Opfertiere, es gab also keine allgemein gültigen Tieropferpraktiken; die jeweils verehrten Gottheiten mögen in dieser Hinsicht unterschiedliche Ansprüche gehabt haben. – Zu bedenken ist jedoch, dass man in den nördlichen Regionen vorrangig Rinder züchtete – sie stellen z. B. in der Colonia Ulpia Traiana das umfangreichste Kontingent (J. PETERS, Römische Tierhaltung und Tierzucht. Passauer Universitätsschr. 5 [Rahden 1988]) – und diese Tiere schon deshalb in allen soziokulturellen Zusammenhängen die wichtigste Rolle spielten (N. ROYMANS, The sword or the plough. In: N. ROYMANS [Hrsg.], From the sword to the plough. Amsterdam Arch. Stud. 1 [Amsterdam 1996] 42 ff.).

Die vorliegenden Studien sind zu unterschiedlich in den Themen, den Methoden und den Resultaten, als dass sie schon auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen wären. Aber sie sind eine gute Basis für künftige Untersuchungen, die sich an den »zentralen Fragestel-

lungen orientieren und sie variieren können. Interessant ist allmählich nicht mehr in erster Linie, worin sich römerzeitliche Fundplätze oder Regionen gleichen, sondern worin sie sich unterscheiden. Bislang beobachtet man intensiv die Veränderungen der materiellen Kultur, während Interpretationen im Hinblick auf die Bedeutung dieses Umbruchs für die Menschen noch etwas zu kurz kommen. Am besten gelingt der Gräberforschung der Blick hinter die Fassade, auf sehr differenzierte Verhaltensweisen. Das vielschichtige Bild des Wandels ist gewiss recht lebensnah.

Die Ergebnisse der Siedlungsforschung fallen nicht wirklich unerwartet aus. Die *oppida* (Titelberg, Wallendorf, Martberg) gaben ihre zentralörtlichen Funktionen an Trier ab, blieben aber als Vici ökonomische Nebenzentren und mit älteren oder neu gegründeten Heiligtümern religiöse und soziale Identifikationsorte in je unterschiedlicher Gewichtung. Römische Vici entstanden eher bei Straßenknoten, Flussübergängen oder Rohstofflagern. Die individuelle Entwicklung jedes Fundplatzes, vermutlich gemäß den regionalen Bedürfnissen, warnt davor, alles über einen Kamm vermeintlich einheitlicher Vorgaben der römischen Verwaltung oder gar des Militärs zu scheren. Die Armee hat sicherlich die Wirtschaft angekurbelt; sie könnte aber der freien Entfaltung eines Platzes durch hohe Ansprüche auch im Wege gestanden haben.

Die Umstellung der Ökonomie von der Redistribution zur Marktwirtschaft hatte zweifellos die nachhaltigsten Folgen für jeden Einzelnen. Die andere Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und die neuen Arbeitsbe- und -entlastungen werden sogar an pathologischen Veränderungen der Knochen sichtbar (S. 346 f.). Die wiederholte Feststellung, der römische Bestand an Pflanzen und Tieren sei nicht wesentlich anders als früher, vermittelt leicht den Eindruck, als sei alles beim alten geblieben. Das kann aber nicht sein. Die Versorgung der wachsenden Bevölkerung, in den Grenzgebieten am Rhein zusätzlich die des Heeres, forderten neben der Besteuerung von allen eine nicht unerhebliche Steigerung der Produktivität. Keltische und römische Gegenbilder zur germanischen Subsistenz (S. 221 ff.) könnten klären, wie man in der Landwirtschaft diese Intensivierung bewältigte. Eine neue soziale Hierarchisierung mit abhängiger Arbeit ist bei Villen vom Typus Anthée, hier vertreten durch Borg, zu erkennen. Die ältesten Anlagen dieser Art entstanden in augusteischer Zeit im nördlichen Gallien und mit Architekturen in Pfostenbauweise; sie spiegeln wahrscheinlich den Wandel vom Krieger in der ehemaligen Stammesgesellschaft zum Grundbesitzer im Rahmen römischer Staatlichkeit; Architektur wurde damals zum Prestigegut. Aufschlussreich wäre es, Gräber von Borg mit Hoppstädten und Badenheim vergleichen zu können oder die Siedlungen der letzteren mit der neuen Villa. Die in den Wagengräbern beigesetzten mutmaßlichen Grundbesitzer von Hoppstädten und die im Rang nachgeordneten Familien der Bestattungsgemeinschaft wären in einer Villa dieses axialen Typs gut unterzubringen.

Der Blick über den Limes und die Einbeziehung der Germanen in dieses Forschungsprojekt erweitern den Horizont. Trotz mancher hoffnungsvoll stimmender römischer Importe in rechtsrheinischen Gebieten nimmt

man insgesamt eher eine weitgehende Abschottung gegen tiefer greifende Einflüsse wahr. Nicht alle Gruppen reagierten gleich; manche blieben sehr konservativ, andere standen den römischen Angeboten um Nuancen aufgeschlossener gegenüber. Um eine Annäherung haben sie sich aber offensichtlich nicht bemüht. Am weitesten ging jene thüringische Gruppe mit der römisch beeinflussten Töpferei in Haarhausen (S. DUŠEK, Römische Handwerker im Germanischen Thüringen [Stuttgart 1992]) und mit römischen Zuchtmerkmalen bei Haustieren (O. STOLL, *Pharos* 9, 1998, 150. 165). Die lange Resistenz und die äußerst langsame ökonomische und soziale Modifikationen der germanischen Gesellschaften sind allerdings erstaunlich. Das hing nicht mit näherer oder fernerer Lage zur Grenze zusammen, sondern eher mit ihrer Mentalität in Bezug auf den eigenen Leistungswillen. Denn soziale Differenzierung und alle folgenden Implikationen hätten eine entsprechende ökonomische Entwicklung vorausgesetzt. Die natürlichen Grundlagen wären zweifellos vorhanden gewesen, allein die Motivation fehlte. Da die Germanen ihre Eigenständigkeit buchstäblich in Sichtweite der römischen Zivilisation und trotz aller Importe jahrhundertlang unbeirrt bewahrten, muss die segmentäre Lebens- und Gesellschaftsform in ihren Augen große Vorteile gehabt haben – von Rom positiv überzeugte Individuen oder Gruppen konnten vermutlich immer ins Reichsgebiet übersiedeln (S. 53) und umgekehrt. Es empfiehlt sich also, sie nicht nur mit römischen Augen als rückständige und kulturunfähige Barbaren einzustufen, sondern nach den Gründen für die Attraktivität und Stärke dieser Strukturen zu fragen. Akkulturation setzt offenbar nicht zwangsläufig und automatisch ein, wenn kulturelle Systeme aufeinander treffen. Vor diesem Hintergrund sind die Leistungen all derer einzuschätzen, die keine andere Wahl hatten, als sich dem Romanisierungsprozess zu stellen.

Bonn

Ursula Heimberg